

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 10
Autor: Hémon, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. Januar 1936

Heft 7

Neujahrsgesang.

Preis dem Starken in der Höhe,
Der aus sich das Schicksal lenkt,
Alles Glück und alles Wehe
Gnädig uns voraus bedenkt.

Er bestimmt das Maß der Zeiten,
Und er ordnet Jahr für Jahr;
Was die Monde vorbereiten,
Macht er keinem offenbar.

Ruhmgewaltig herrscht er morgen,
Wie er heute hoch gebeut,
Nichts besteht, das ihm verborgen,
Und kein Werk hat ihn gereut.

Edler schuf er uns die Sterne
Als der niedern Kreatur,
Und die wandelnden Gestirne
Rühren uns den Busen nur.

Lob und Preis und Ruhm und Ehre
Wird ihm ewig dargebracht,
Jedes Licht im Sternenhellere
Schwebt getrost in seiner Macht.

Auch das stille Rund der Erde
Neigt sich ihm in Dankeschuld —
Daß er fort uns schirmen werde,
Hoffen wir von seiner Huld. Martin Greif.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

X

Der Neujahrstag brachte keinen einzigen Besuch. Mutter Chapdelaine, die ein wenig enttäuscht war, verbarg ihre Betrübniß abends unter einer erkünstelten, übertriebenen Lustigkeit.

„Und wenn auch niemand kommt“, sagte sie, „so ist das doch kein Grund, die Ohren hängen zu lassen. Wir wollen uns Eiskaramellen machen.“

Die Kinder stießen ein Freudengeschrei aus und verfolgten die Vorbereitungen mit gespannten Blicken und leidenschaftlichem Interesse. Zucker syrup und Farinzucker wurden gemischt und zum Kochen gebracht. Als die Mischung genug gekocht hatte, brachte Téléspore von draußen einen Zinnteller voll schönen weißen Schnee. Alle

versammelten sich um den Tisch, während Mutter Chapdelaine den kochenden Sirup Tropfen für Tropfen auf den Schnee fallen ließ, wo er sogleich zu dunklen Zuckerklümpchen erstarrte, die köstlich kalt waren.

Jeder bekam sein Teil, wobei die Großen aus Spaß die Leckermäuligkeit der Kleinen nachmachten. Aber die Verteilung hörte bald auf, weil man sich weise den Hauptgenuß für die richtigen Karamellen vorbehalten wollte, deren Zubereitung erst jetzt begann. Denn man mußte das Kochen noch viel länger fortsetzen und dann die Masse, wenn sie fertig war, noch tüchtig durchkneten, während sie hart wurde. Mutter Chapdelaines rundliche Hände bearbeiteten das

leckere Stück wohl fünf Minuten lang, zogen es immer wieder lang aus und drückten es wieder zusammen, bis nach und nach ihre Bewegung langsamer wurde. Endlich wurde die Masse zum letztenmal zu einer fingerdicken Stange ausgezogen und unter großer Anstrengung, denn sie war schon hart, mit der Schere in Stücke geschnitten. Die Eiskaramellen waren fertig.

Die Kinder lutschten schon die ersten Stücke, als es draußen klopste.

„Eutrope Gagnon,“ sagte der Vater. „Es hätt' mich doch auch sehr gewundert, wenn der heute abend nicht zu uns gekommen wäre.“

Es war wirklich Eutrope Gagnon. Er trat ein, wünschte allen guten Abend, legte seine wollene Mütze auf den Tisch . . . Maria sah ihn an und war ganz rot geworden. Der Landessitte gemäß dürfen die jungen Männer am Neujahrstag die jungen Mädchen küssen, und Maria wußte sehr gut, daß Eutrope sich trotz seiner Schüchternheit dieses Vorrecht nicht entgehen lassen würde. Sie blieb regungslos am Tisch stehen und wartete ohne Unruhe, dachte dabei aber an jenen andern Kuß, den sie so gern empfangen hätte.

Der junge Mann nahm indessen den Stuhl, den man ihm bot, setzte sich und blickte zu Boden.

„Du bist der einzige Besuch, den wir heute haben,“ sagte Vater Chapdelaine. „Aber ich denke mir, du hast auch niemand gesehen — —. Ich rechnete bestimmt darauf, daß du heute kämst.“

„Natürlich . . . ich hätte den Neujahrstag nicht vorübergehen lassen, ohne zu kommen. Aber außerdem bekam ich eine Nachricht, die ich euch bringen wollte.“

„Ah!“ —

Unter den fragenden Blicken, die von allen Seiten zu ihm hinüberflogen, hielt er beharrlich weiter die Augen gesenkt.

„Deinem Gesicht nach zu urteilen, scheinen es schlechte Nachrichten zu sein.“

„Ja wohl.“

Mutter Chapdelaine stand erschrocken halb auf.

„Ist etwas mit den Jungens?“

„Nein, Frau Chapdelaine. Esdras und Da'Ve geht's gut, so Gott will. Die Nachricht, von der ich spreche, kommt nicht von der Seite; sie betrifft keinen Verwandten von euch, sondern einen jungen Mann, den ihr kennt.“

Er zögerte einen Augenblick und sprach dann leise den Namen.

„François Paradis — —“

Dabei schaute er einen Augenblick zu Maria auf, um gleich wieder wegzusehen. Sie bemerkte indessen nicht einmal diesen Blick voll ehrlichen Mitgeföhls. Eine große Stille hatte sich herniedergesenkt, nicht nur auf das Haus, sondern auf das ganze Weltall. Alle lebenden Geschöpfe und alle Dinge waren verstummt und warteten voll Angst auf diese Nachricht, die von so ungeheurer Bedeutung war, weil sie den einzigen Mann in der Welt betraf, auf den es im Grunde ankam.

„Das ist so gekommen . . . Es ist euch vielleicht bekannt, daß er Vorarbeiter auf einem Holzplatz oberhalb von La Tuque am Vermillon-Fluß war. Mitte Dezember nun hat er plötzlich zu dem Arbeitgeber gesagt, er wolle fort, um die Festtage hier am St. Johann-See zu verbringen. Der wollte ihn natürlich nicht fortlassen. Wenn das alle anfangen, mitten im Winter zehn bis vierzehn Tage Urlaub zu nehmen, so könnte man den Holzplatz nur gleich auffliegen lassen. Er wollte es also nicht und hat ihm das auch gehörig gesagt. Aber ihr kennt ja François; das war einer, der ließ sich nichts sagen, wenn er sich einmal was in den Kopf gesetzt hatte. Er hat also gesagt, es läge ihm am Herzen, für die Festtage an den großen See zu gehen, und er würde gehen. Da hat der Arbeitgeber ihn gewähren lassen aus Angst, ihn sonst ganz zu verlieren und in Anbetracht dessen, daß er solch außergewöhnliche Arbeitskraft und im Wald ganz zuhause war . . .“

Er sprach auffallend fließend, zwar langsam, aber ohne nach den Worten zu suchen, so als wenn er sich darauf vorbereitet hätte. Mitten in ihrer Herzensangst dachte Maria plötzlich: „François hat zum Fest herkommen wollen — um mich zu sehen“, und gleich einer Schwalbe, die im Fluge das Wasser streift, berührte Freude flüchtig ihr Herz.

„Der Holzplatz war gar nicht sehr weit hinten im Wald, nur zwei Tagereisen von der Trans-continental, die nach La Tuque herunterfährt. Aber der Zufall wollte, daß auf der Strecke etwas passierte und daß sie noch nicht wieder frei war, und so kam der Zug nicht. Ich weiß das alles von Johnny Riquette aus Saint-Henri, der vor zwei Tagen aus La Tuque gekommen ist.“

„Nun?“

„Als François Paradis erfahren hatte, daß er nicht mit der Bahn fahren könnte, hat er ge-



Bundespräsident Dr. Albert Meher.

lacht und gesagt, das wäre auch gleich, dann ginge er eben den ganzen Weg zu Fuß, und er käme schon an den großen See, wenn er den Flüssen folgte, zuerst dem Croche-Fluß und dann dem Quatchouan, der nahe bei Roberval mündet."

"Ganz recht", sagte Vater Chapdelaine, "das kann man machen. Ich hab's auch einmal gemacht."

"Aber doch nicht in dieser Jahreszeit, Herr Chapdelaine, doch sicher nicht in dieser Jahreszeit. Da unten haben alle zu François gesagt, er wäre wohl nicht recht bei Trost, daß er mitten im Winter, zur Weihnachtszeit, bei der Kälte und sicher gut vier Fuß Schnee im Wald und noch dazu ganz allein die Reise machen wollte. Aber er hat sie nur ausgelacht und zu ihnen gesagt, er wäre im Walde ganz zuhause, und wenn's auch einmal etwas schwierig würde, das machte ihm nichts, denn er habe nun einmal fest vor, über Weihnachten oben an den See zu gehen, und wo die Indianer durchkämen, da käme er auch gut durch. Nur — das wißt Ihr ja auch,

Herr Chapdelaine — wenn die Indianer die Reise machen, dann sind sie immer zu mehreren zusammen und haben Hunde bei sich. François aber hat sich ganz allein aufgemacht, auf Schneereisen und mit einem kleinen Schlitten für seine Decken und Vorräte . . ."

Niemand hatte ihn mit einem Wort angetrieben oder unterbrochen. Man hörte ihm zu, wie man einem zuhört, der eine Geschichte erzählt, wenn das Herannahen der Katastrophe schon deutlich zu spüren, sie selbst aber noch nicht zu erkennen ist, gleich einem Manne, der beim Kommen sein Gesicht verbirgt.

"Ihr wißt wohl noch, was für Wetter wir in der Woche vor Weihnachten hatten: wie erst massenhaft Schnee fiel und dann der Nordwest einsetzte. Da ist es so gekommen, daß François während des Sturmes gerade auf der ausgebrannten Strecke war, wo der Schnee fürchterlich umhertreibt und Wächten bildet. An solchen Stellen wird auch für den erfahrensten Mann die Lage sehr schwierig, wenn es so kalt ist und der Sturm anhält. Und ihr erinnert euch wohl, daß

wir drei Tage lang diesen schrecklichen Nordwest hatten, der einem wie mit Messern ins Gesicht schnitt . . ."

„Ja. Und weiter?“

Der Bericht, den er sich zurechtgelegt hatte, war nun ohne Zweifel gleich zu Ende, und er zögerte wohl nur, das letzte Nötige zu sagen; denn erst nach längerem Schweigen antwortete er ganz leise:

„Er hat sich verirrt.“

Menschen, die ihr ganzes Leben am Rand der kanadischen Wälder verbracht haben, wissen, was das heißt. Kühne junge Burschen, die das Unglück haben, sich im Walde zu verirren — zu verlieren — kommen kaum je wieder. Zuweilen wird im Frühling nach der Schneeschmelze ihr Leichnam von andern Waldläufern gefunden und heimgeschafft . . . Das Wort „Verirren“ hat in Quebec und besonders in seinen fernen nördlichen Regionen eine unheimliche, besondere Bedeutung bekommen und stellt einem gleich die ganze Gefahr vor Augen, die darin liegt, auch nur einen Tag lang in diesen endlosen Wäldern die Richtung zu verlieren.

„Er hat sich verirrt . . . Der Sturm hat ihn auf der ausgebrannten Strecke überrascht, und da hat er einen Tag Rast gemacht; das weiß man daher, daß Indianer den Unterschlupf aus Tannenzweigen, den er sich gemacht hatte, gefunden haben; auch seine Fußspuren haben sie gesehen. Dann ist er wieder aufgebrochen, wohl weil er kaum noch Vorräte hatte und auch weil er's so eilig hatte, an sein Ziel zu kommen, denk' ich mir. Aber das Wetter war immer noch böß, es schneite weiter, und der scharfe Nordwest hielt an. Und da hat er wohl die Sonne nicht sehen und die Richtung nicht finden können, denn die Indianer haben gesagt, daß seine Fußspuren sich vom Roche-Fluß entfernten, dem er gefolgt war, und grad nach Norden gingen.“

Noch immer sagte niemand ein Wort, weder die Männer, die beim Zuhören bisweilen den Kopf schüttelten und sich alle Einzelheiten des tragischen Unternehmens vorstellen konnten, noch Mutter Chapdelaine, die die Hände auf den Knien gefaltet hatte, als wollte sie jetzt noch Hilfe für ihn ersuchen — noch Maria.

„Als man das erfahren hatte, haben sich, sobald die Witterung etwas milder geworden war, Männer aus Quatchouan aufgemacht. Aber der Schnee hatte alle Fußspuren zugedeckt, und vor drei Tagen sind sie zurückgekommen und haben

gesagt, sie hätten nichts gesehen. Er hat sich verirrt . . .“

Mit einem Seufzer richteten die Zuhörer sich auf. Die Geschichte war zu Ende, und es ließ sich in Wahrheit nichts mehr hinzufügen. Das traurige Schicksal des François Paradis stand ebenso unumstößlich fest, als wenn er auf dem Kirchhof von Saint-Michel-de-Mistassini unter Gefängen und dem Segen der Priester beerdigt worden wäre.

Düsteres Schweigen lastete auf dem kleinen Haus. Vater Chapdelaine saß weit vorgebeugt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, klopfte mechanisch mit der einen Faust auf die andere und preßte die Lippen zusammen.

„Das zeigt einmal wieder, daß wir nur schwache Kinder in der Hand Gottes sind. François Paradis kannte sich wie kaum einer im Walde aus und wußte jeden Weg zu finden. Fremde nahmen ihn sich als Führer, und er hat sie immer sicher und richtig ans Ziel gebracht. Und nun hat er sich verirrt! Wir sind nur schwache Kinder . . . Einige halten sich für stark genug und meinen, sie brauchen Gottes Hilfe nicht in ihrem Haus und auf ihrem Land; aber im Walde . . .“

Er schüttelte den Kopf und wiederholte noch einmal mit ernster Stimme:

„Wir sind nur schwache Kinder.“

„Er war ein guter Mensch“, sagte Eutrope Gagnon, „wirklich ein guter Mensch, stark und tüchtig und ohne Falsch.“

„Ja, gewiß. Ich will auch gar nicht sagen, daß der liebe Gott seine Gründe hatte, ihn eher als einen andern sterben zu lassen. Er war ein guter, arbeitsamer Bursche, und ich hatte ihn sehr gern. Aber das zeigt uns . . .“

„Es hat nie einer etwas gegen ihn gehabt“, begann Eutrope wieder mit einer Art großmütiger Hartnäckigkeit. „Er konnte arbeiten wie kein anderer, fürchtete sich vor nichts und war dabei immer gefällig. Alle, die ihn gekannt haben, waren ihm gut. Er war ein seltener Mensch.“

Er schaute zu Maria auf und wiederholte laut:

„Er war ein guter Mensch, ein seltener Mensch.“

„Als wir noch in Mistassini waren“, sagte Mutter Chapdelaine, „vor sieben Jahren, war er ja noch sehr jung, aber schon stark und schon zur Arbeit zu brauchen und schon ebenso groß wie er jetzt ist — ich wollte sagen: war, als er letzten Sommer zu uns kam. Und dabei immer



Winterlandschaft.

Phot. S. Feuerlein, Schutz-Tarap.

guter Laune. Man mußte ihn einfach gern haben."

Sie blickten beim Sprechen geradeaus, und doch schien alles, was sie sagten, für Maria bestimmt zu sein, als ob das Geheimnis ihrer Liebe kindlich offen vor ihnen läge. Aber sie sagte nichts und rührte sich nicht und blickte nur starr auf die kleine Fensterscheibe, die indes vom Frost undurchsichtig wie eine Mauer war.

Als Eutrope Gagnon bald darauf fortging, saß die Familie Chapdelaine lange schweigend beisammen. Endlich sagte der Vater zögernd:

„François Paradis hatte gar keine Familie; da wir ihn alle so gern hatten, könnten wir vielleicht ein oder zwei Messen für ihn lesen lassen — wie, Laura?“

„Aber sicher. Drei große Messen mit Gesang; und wenn die Jungens aus dem Wald zurückkommen und, so Gott will, gesund sind, noch drei Messen für die Ruhe seiner Seele — der arme Mensch! Und jeden Sonntag wollen wir einen Rosenkranz für ihn beten.“

„Er war“, fing Vater Chapdelaine wieder an, „wie alle Menschen natürlich nicht vollkommen, aber rechtschaffen und ohne Falsch in seinem Leben. Der liebe Gott und die heilige Jungfrau werden sich seiner erbarmen.“

Immer noch Schweigen. Maria fühlte wohl, daß sie das alles ihr zuliebe sagten, weil sie ihren Kummer erraten hatten und sie trösten wollten; aber sie konnte nicht sprechen, weder um den Toten zu loben, noch um ihren Schmerz auszudrücken. In dem Augenblick, wo ihr der Ausgang des tragischen Berichtes klar geworden war, war eine Hand in ihren Hals gefahren und hatte ihr die Kehle zugepreßt; und jetzt drang diese Hand weiter vor, kam in ihre Brust und preßte ihr das Herz zusammen. Stiche und bohrende Schmerzen würden vielleicht später kommen, aber im Augenblick fühlte sie nur die grausame Hand, die mit allen fünf Fingern ihr Herz umklammert hielt.

Noch andre Worte drangen an ihr Ohr, ohne daß sie sie hörte. Die andern standen auf, um wie gewöhnlich vorm Schlafengehen noch dies und das zu besorgen. Vater Chapdelaine ging hinaus, um noch einmal im Stall nach dem Rechten zu sehen, und kam sehr schnell ins Haus zurück; er hatte ein von der Kälte gerötetes Gesicht und schloß eiligst die Tür hinter sich zu, durch die ein eifriger Luftzug ins Haus drang.

„Komm, Maria.“

Die Mutter rief sie sanft an, indem sie ihr die Hand auf die Schulter legte. Sie erhob sich und kniete mit den andern zum Gebet nieder. Zehn Minuten lang hörte man sie leise und eintönig die heiligen Worte murmeln. Als sie die gewohnten Gebete beendet hatten, sagte Mutter Chapdelaine leise:

„Noch fünf Vater und fünf Ave für die Ruhederer, denen in den Wäldern ein Unglück zugestoßen ist...“

Und wieder erhoben sich die Stimmen; sie klangen noch leiser als vorher und zitterten zuweilen wie von verhaltenem Schluchzen.

Als sie schwiegen und nach dem letzten Bekreuzigen alle wieder aufstanden, wandte Maria sich ab und kehrte zum Fenster zurück. Die Fensterscheiben, die durch den Frost völlig undurchsichtig geworden waren und wie Mattglas wirkten, bildeten eine Scheidewand gegen die Außenwelt. Aber Maria hätte ohnehin nichts gesehen, denn die Tränen begannen ihr hochzusteigen und machten sie blind. Sie stand ein paar Augenblicke unbeweglich mit schlaff herabhängenden Armen da, ein Bild der Verlassenheit. Dann fühlte sie plötzlich einen stechenden Schmerz, der sie ganz überwältigte; mechanisch öffnete sie die Tür und trat auf die Stufen der Holzterrasse hinaus.

Von der Schwelle aus gesehen, bot die in ihrem weißen Schlummer erstarrte Welt ein Bild heiteren Friedens. Sobald Maria aber aus dem Schutz der Hauswand herausgetreten war, fiel die Kälte wie mit Messern über sie her, und der ferne Saum des Waldes schien plötzlich auf sie zuzukommen wie eine dunkle drohende Wand, hinter der sich tausend tragische Geheimnisse verbargen und wie mit klagenden Stimmen nach ihr riefen.

Sie wich mit einem Stöhnen zurück, schloß die Tür hinter sich und setzte sich, vom Frost geschüttelt, an den Ofen. Die erste Betäubung begann von ihr zu weichen; ihr Schmerzgefühl wurde stärker, und die Hand, die ihr das Herz zusammenpreßte, fing an, ein Kneifen und Bohren und zahllose andre hinterlistige grausame Qualen zu erfinden.

„Was hat er aushalten müssen da unten im Schnee,“ denkt sie, während sie auf ihrem Gesicht noch das scharfe Stechen der eisigen Luft fühlt. Sie hat zwar Männer, die vom gleichen Geschick gestreift sind, erzählen hören, es sei im Gegenteil ein sanfter unmerklicher Tod, gleich

einem sanften Einschlummern. Aber sie kann es nicht glauben und läßt in Gedanken alle Leiden, die François vielleicht hat erdulden müssen, ehe er sich der weißen Erde hingab, wie eine düstere Prozession an sich vorüberziehen.

Sie braucht die Stelle gar nicht zu sehen, sie kennt ja zur Genüge den drohenden Anblick der großen Wälder im Winter, wenn der Schnee bis zu den ersten Zweigen der Tannen reicht, wenn die Erlenbüsche fast ganz darunter vergraben sind, die Birken und Espen gleich nackten Skeletten im eisigen Winde zittern und der bleiche Himmel durch das Gewirr der dunkelgrünen Nadeln schimmert. François Paradis ist dahin gewandert zwischen den dichten Stämmen; seine Glieder sind steif von der Kälte, seine Haut brennt von dem unbarmherzigen Nordwest, und schon quält ihn der Hunger, und vor Müdigkeit hält er sich kaum noch aufrecht. Er kann die müden Füße nicht mehr hoch genug heben, und oft kleben die Schneereifen am Schnee fest, daß er auf die Knie fällt.

Ganz sicher hat er, sobald der Sturm vorüber war, seinen Irrtum erkannt, hat gesehen, daß er in den einsamen Norden wandert, und sofort wieder den richtigen Weg eingeschlagen, er, der ja im Walde ganz zuhause war. Aber seine Vorräte sind fast erschöpft, und die grausame Kälte quält ihn immer noch. Er senkt den Kopf, beißt die Zähne zusammen und kämpft weiter gegen den mörderischen Winter, nimmt alle seine Kraft und allen Mut zusammen. Er denkt an den Weg, dem er folgen muß, und wie weit es noch ist, und ob er's wohl schaffen und überstehen wird. Und dann leuchtet ihm wieder der Gedanke an das trauliche warme Haus, und wie froh sie alle sein werden, ihn wiederzusehen, und daß Maria verstehen wird, was er für sie gewagt hat und ihm endlich einen Blick voll Liebe schenken wird.

Vielleicht ist er zuletzt ganz nahe dem rettenden Ziel, nur eine kurze Strecke von einem Haus oder einem Holzplatz entfernt, gestrauchelt und gefallen. So kommt es oft. Da haben die mörderische Kälte und ihre Helfershelfer sich auf ihre Beute gestürzt; sie haben seine starken Glieder für immer gelähmt, sein schönes offenes Gesicht mit Schnee bedeckt, seine kühnen Augen ohne Mitleid und Erbarmen geschlossen und seinen lebenswarmen Körper zu einem Eisblock erstarren lassen... Maria hat keine Tränen mehr; aber ein Frostschauer nach dem andern

schüttelt sie, so wie es ihn geschüttelt haben muß, ehe die barmherzige Bewußtlosigkeit über ihn kam, und mit einer leidenschaftlichen Gebärde des Entsetzens und des Mitleids umklammert sie den Ofen, als läge es in ihrer Macht, seinen Körper wieder zu erwärmen und sein teures Leben gegen die Mörder zu beschützen.

O Jesus Christus, der du dich zu allen Unglücklichen neigst, warum hast du ihn nicht aufgehoben aus dem Schnee mit deinen milden bleichen Armen? Warum stütztest du ihn nicht, heilige Jungfrau, durch ein Wunder deiner Hände, als er zum letzten Male strauchelte? Warum hat sich im Himmel unter all den Legionen von Engeln kein einziger gefunden, um ihm den Weg zu weisen?

Aber nur der Schmerz macht sich in diesen vorwurfsvollen Klagen Luft; in ihrem kindlichen Herzen fürchtet Maria schon, gottlos zu sein, wenn sie ihnen Raum gibt. Und bald kommt noch eine andre Furcht über sie: vielleicht hat François Paradis sein ihr gegebenes Versprechen nicht ganz halten können. Auf dem Holzplatz, unter lauter rauhen Männern, ist er vielleicht einmal schwach geworden, hat die heiligen Namen mißbraucht und entheiligt und ist nun im Zustand der Sünde, erdrückt vom göttlichen Jorn, in den Tod gegangen.

Ihre Eltern haben eben gesagt, daß sie Messen für ihn lesen lassen wollen. Wie gut sind sie doch gewesen! Wie haben sie, da sie ihr Geheimnis erraten haben, zu schweigen verstanden! Aber auch sie kann mit ihren Gebeten der armen Seele im Fegefeuer helfen. Ihr Rosenkranz ist auf dem Tisch liegen geblieben; sie nimmt ihn, und wie von selbst kommen die Worte des Ave ihr wieder auf die Lippen: „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voller Gnaden...“

Hattest du an ihr gezweifelt, Mutter des Galläers? Glaubtest du, weil sie dich vor acht Tagen mit tausendfachem Gebet angefleht hatte, und du dich als Antwort nur in ein wahrhaft göttliches starres Schweigen gehüllt hattest, während sich das Geschick vollzog, sie werde jetzt, sie, an deiner Macht und Güte irre? Dann kanntest du sie schlecht. So wie sie deinen Schutz für einen Menschen erbeten hatte, so erbittet sie jetzt deine Verzeihung für eine Seele mit denselben Worten, derselben Demut, demselben grenzenlosen Vertrauen.

„Du bist gebenedeiet unter den Weibern, und

gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus.“

Nur daß sie sich dabei dicht an den großen eisernen Ofen drängt, und obwohl die Wärme des Feuers sie durchdringt, weiter von Frostschauern geschüttelt wird, als sie an das eisige

Land denkt, das sie umgibt, an den tiefen Wald und an François Paradis, den sie sich noch nicht ohne Leben vorstellen kann und den es so frieren muß in seinem kalten Bett von Schnee . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mitternacht.

Der Zeiger weist die zwölfte Stunde,
Und alle Uhren schlagen aus;
Gemessnen Schwunges in der Runde
Durchsummen sie das weite Haus.

Zwar dringt ihr Ton, so laut er mahnet,
Nicht zu des müden Schläfers Ohr —
Wohl ihm und jedem, der nicht ahnet,
Was ihm noch künftig steht bevor.

Doch wer ihn hört, vernimmt erschrocken
Den feierlichen Ruf der Zeit,
Und kann ihn nicht mehr Ird'sches locken,
So denkt er an die Ewigkeit.

Am trübsten lauscht ein später Zecher,
Der sinnend stützt das alte Haupt:
Er faßt und leert gerührt den Becher
Den Freunden, die ihm längst geraubt.

Martin Greif.

Sonne, Sand und Steine.

Kleine Reise durch das Land der Somali. Von Dr. Albert Herrlich.

Dort wo ausgangs des Roten Meeres die östliche Spitze Afrikas einem Löwenkopfe ähnlich weit in den indischen Ozean vorspringt, liegt Kap Guardafui. Jetzt ist es ruhiger geworden an diesem einsamen Zipfel der Erde. Noch vor weni-

gen Jahren rundeten die Kapitäne vorsichtig die klippenreiche Ecke. Und versuchte man die Passage durch Leuchtfeuer zu sichern, so zerstörten die Somaliniger immer wieder die Anlagen und ermordeten und vertrieben die Besatzung. Eine be-



Die Stadt Djibouti in der Wüste.